Nebraska Staats-Anzeiger.
Lincoln, Nebraska.
Nummer 35.

Der heilige Niklas.

Von Ferdinand Runkel.

„Mütterchen, kommt heut der Niklas mit der Ruthe und dem langen Bart und dem großen Sack, der die kleinen Kinder frißt?"

Ueber das Gesicht der jungen, bleichen Frau glitt ein Lächeln. Sie zog den Blondkopf ihres Bübchens an ihre Brust und sagt leise und geheimnißvoll: „Der Niklas frißt nur die bösen, unartigen Kinder. Dir bringt er süße Pfefferkuchen und goldene und silberne Nüsse."

„Ach ja, und ich esse Pfefferkuchen so gern, aber seitdem der Papa fort ist, habe ich keine mehr bekommen. Bleibt der Papa noch lange?"

In den Augen der Mutter glänzte es feucht.

„Wir wollen heute Abend den lieben Gott recht herzlich bitten, daß er ihn bald zu uns zurückführt."

Sie selbst glaubte nicht an den Trost, den sie dem Kinde gab. Schon war es ein Jahr, daß er sie verlassen hatte, und kein Nachricht von ihm eingetroffen. Seit seinem Weggang hatte die Noth in dem kleinen Häuschen an der Berglehne Einzug gehalten.

Die junge Mutter arbeitete für die große Streichhölzerfabrik, die unten im Thale ihre hohen, rothen Gebäude in die Luft reckte.

Das Verdienst war kärglich genug. Für hundert Schächtelchen, die sie beklebte, erhielt sie zwanzig Pfennige. Aber sie war fleißig und so schlug sie sich mit ihrem kleinen Jungen durch.

„Wann kommt denn der Niklas?" fragt der Kleine wieder.

„Bald, mein Herzl, wann es dunkel wird, und der liebe Gott Zucker streut auf die Erde."

„Das ist doch Schnee, Mütterl?"

„O nein! In der Nacht des heiligen Niklas fällt Zucker vom Himmel und Pfeffernüsse und Leckkuchen, alles für die artigen Kinder."

„Wollen wir da nicht hinaus gehen und auflesen, was der liebe Gott herunterwirft?"

„O nein, beileibe nicht. Das darf man nicht, der Niklas bringt alles in's Haus, wer vor die Thür geht, den haut er mit der Ruthe."

„Aber zu uns kommt er doch nicht, weil ihn der Papa nicht bestellt hat. Ja, der Papa hat mir erzählt, daß er ihn immer rufen muß, weil er nicht gern zu den armen Leuten geht. Kommt denn der Papa nicht bald?"

„Lieber Seppel, ich bin ja bei dir und habe dich lieb, du mußt nicht immer nach dem Papa verlangen, der liebe Gott wird ihn schon schicken, wenn du recht artig bist."

„Ist er denn weit verreist?"

„Sehr weit, mein Kind, wo gar keine Bahn geht und lauter Wasser ist, auf dem große Schiffe fahren."

„Aber der Niklas kommt doch auch dort hin, nicht wahr?"

„Gewiß, der geht über die ganze Welt."

„Und wenn der Papa ihm begegnet, wird er ihm da sagen, daß er auch zu uns kommt?"

„Gewiß!"

Die Mutter hielt inne mit dem Schachtelkleben. Der Tag war zerronnen, das Licht verhüllt durch Wolken, und langsam flockte der Schnee nieder auf die Welt. Er setzte sich auf die Zweige der hohen Buchen und legte sich schützend auf das Dach des Häuschens.

Das Weib blickte durch das kleine Fenster. Es war still und leer auf der Dorfstraße und eisig kalt. Drüben im Nachbarhause blickte schon ein Lichtschimmer, er stahl sich hinaus und zitterte im Flockentanz, er glitt schimmernd über den Boden hin und malte goldene Fensterbilder in den Schnee, dann traf er den Wasserstrahl, der über einen dicken Eiswulst aus dem Brunnenrohr floß, daß er klitzerte wie eine Säbelklinge.

Der jungen Mutter ward es leidmüthig um's Herz. Drüben aus dem Nachbarhause war das Unheil gekommen. Der Jockel, der dort mit seiner Schwester wohnte, war ein schmucker Bursch, und er hätte sie eben so gern genommen, wie ihr Mann, der Damian.

Aber der Damian hatte es ihr nun einmal angethan, und sie hatte gezittert vor Freude, als er sie bei der Kerbe gefragt, ob sie Ja sagen thät', wenn er sie heirathen möcht'.

Das war das Glück gewesen. Vier Jahre lang hatte sie es ungetrübt genossen, obwohl der Jockel immer um's Häuschen geschlichen und ihr Anträge gemacht hatte.

Da war er eines Tages sehr zudringlich geworden, als er sie allein in der Scheuer traf. Sie konnte sich seiner nicht mehr erwehren und schrie laut um Hilfe.

Die Thür wurde aufgerissen, und der Damian erschien in ihrem Rahmen. Er kam gerade aus dem Walde, wo er Buchenprügel geschlagen hatte und trug die Axt in der Hand. Er sprang auf den Jockel zu und rettete sein Weib, indem er mit der schweren Axt auf den Zudringlichen einschlug.

Als der Jockel in seinem Blute vor ihm lag, faßte ihn ein Grausen; er warf die Axt von sich und lief zu dem Herrn Dechanten.

Der milde Priester hörte die verzweifelten Worte des unschuldigen Todtschlägers und sagte:

„Vor Gott bist Du Deiner Schuld ledig, also verkündige ich Dir in seinem Namen, denn Du hast die Heiligkeit der Ehe vertheidigt, aber die weltliche Obrigkeit wird Dich verfolgen, wohin Du gehst."

Darauf gab er ihm einen Beutel mit Geld und schickte ihn weg.

„Verbirg Dich bis zur Nacht und dann komme wieder zu mir, mein Sohn, so will ich Dir helfen."

Der Geistliche hatte ihm einen Brief an Verwandte in Amerika gegeben, und Damian war glücklich entkommen.

* * *

Auf der Dorfstraße war es inzwischen ganz dunkel geworden, der Nachtwächter hatte die Petroleumlaternen angezündet; wie Motten umtanzten die Schneeflocken das gelbe, zuckende Licht.

Da entstand am Spritzenhaus ein Lärm: „Der Niklas, der Niklas" und hinter den Leitern trat ein phantastisch aufgeputzter Kerl hervor. Er trug einen langen, grauen Mantel und ein weißes Lammfell. Ein rother Gürtel umschloß den Leib, daran hingen zwei große Säcke. Das Gesicht war durch einen langen, falschen Bart verdeckt.

„Nikelas, Nikelas,
Komm herbei und gieb mir was!"

schrie es auf einmal von allen Seiten und bald sah sich der wunderliche Gesell von einer Schaar blostöpfiger Dorfbuben umgeben.

Er warf Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen unter sie und trieb die Hascken den dann mit der Ruthe auseinander.

Als der wunderliche Heilige an das kleine Häuschen der Schachtelkleberin gekommen war, trat er schnell in die niedere Thüre ein und entzog sich dem Bubentroß.

Lange noch standen die Verlangenden auf der Straße, als er aber gar nicht wieder heraustreten wollte, gingen sie heim.

In das kleine, dürftige Gemach hatte er rechte Freude gebracht.

Das blonde Bübchen kroch erst ängstlich hinter die Mutter, dann aber trat es muthig vor den Fremden hin, kniete nieder und hob die gefalteten Hände zu ihm auf:

„Ach, lieber, lieber Nikelas,
Du bringst mir Aepfel und Nüsse,
Ich bin recht brav und lern' auch was,
D'rum gieb mir keine Schmisse."

Da leerte der Niklas seine Säcke aus und gab dem kleinen Seppel so viel er tragen konnte.

Dann nahm er das Kind in seine Arme und küßte es.

Dabei glitt ihm die Lammfellmütze vom Kopf, schnell entfernte er den falschen Bart und da war es der ersehnte Vater, der Gatte.

Die Vereinten lagen sich in den Armen.

Später kam der Herr Dechant herüber. Der Niklas verließ noch in der Nacht das Haus und anderen Morgens packte auch das junge Weib seine Siebensachen.

In dem neuerschlossenen Weizenland von Montana haben sie eine zweite Heimath gefunden.

Der Niklas aber ist ihnen auch über das Meer gefolgt.

Christen-Verfolgung in Japan.

Der Provinzial-Gouverneur zu Kumamoto in Japan hatte die Vorsteher der Unterbezirke angewiesen, darauf zu halten, daß sich die Volksschullehrer weder politischen Parteien, noch Bekennern des Christenthums anschließen. Die Folge davon war, daß der Vorsteher einer höheren Bürgerschule vier der Schüler das Studium der Bibel untersagte und einen davon, der sich weigerte, das Verbot zu befolgen, aus der Anstalt ausschloß. Eine Anzahl Christen der betreffenden Provinz, darunter Leute von großem Ansehen, haben daraufhin in einem offenen Briefe an die Obrigkeit und an die öffentliche Meinung appellirt. Das Vorgehen des Beamten ist von der gesammten japanischen Presse, auch der nichtchristlichen, verurtheilt worden.

Die „Yomiuri Shimbun" schreibt: „Das Vorgehen des Gouverneurs und des Vorstehers der betreffenden Schule muß dem noch immer wirksamen Konflikt zwischen den alten und neuen Ideen zugeschrieben werden. Der armselige Konservatismus des Gouverneurs hat ihn zu einer offenen Verletzung der Verfassung verführt und hat einen Protest der leitenden Christen hervorgerufen, mit welchem jeder rechtlich denkende Mann sympathisiren muß. Zweifellos haben die Christen in ihrem eigenen Interesse protestirt. Da aber das Vorgehen des Gouverneurs eine entschiedene Verletzung der Verfassung bedeutet, so müssen es alle guten Japaner, was immer auch ihre religiöse Ueberzeugung sei, verurtheilen."

Ein anderes Blatt, die „Kokumin Shimbun", fügt hinzu, daß ihr ähnliche Beispiele von Unduldsamkeit auch noch von anderen Orten berichtet worden seien, und protestirt energisch, nicht im Interesse des Christenthums oder irgend einer anderen Religion, sondern weil es sich um eine offene Verletzung der Verfassung handle. „Wenn man", so heißt es, „einen so flagranten Bruch der nationalen Freiheits-Urkunde hingehen läßt, wer vermag zu sagen, was dann noch folgen kann? Schüler sind jetzt aus einer öffentlichen Schule ausgestoßen worden, weil sie die christliche Bibel studirten. Kann nicht der nächste Schritt sein, alle Lehrer zu entlassen, welche sich zum Buddhismus bekennen? Und was hindert, ähnliche Maßregeln gegen die Anhänger der Lehren Darwins oder Kants zu ergreifen?

Der Vorfall zeigt, daß das Christenthum noch nicht widerspruchslos im japanischen Volke verbreitet wird, aber daß die öffentliche Meinung nicht schweigt, sondern offen Partei ergreift. Welcher Unterschied zwischen China und Japan! Dort blindwüthender Fanatismus gegen die fremde Religion, hier das Bestreben heidnischer Volksgenossen, ihre christlichen Mitbürger vor einer Verletzung der ihnen verfassungsmäßig zugestandenen Religionsfreiheit zu schützen.

Georg Rapps große Gründung.

Der am Weihnachtstag erfolgte Tod des Präsidenten der Harmoniten-Gemeinde bringt wieder einmal die merkwürdige Schöpfung des Schwaben Georg Rapp in Erinnerung welchem es gelungen ist, die einzige Communisten-Gemeinde zu begründen, welche durch drei Generationen bestanden hat.

Rapp wurde 1770 in Württemberg geboren und sein Ziel war, eine christliche Gemeinde zu gründen, wie sie die ersten Christen in vollständiger Gütergemeinschaft lebte. Der Staat duldete diese Sektirerei nicht und Rapp wanderte zu Anfang des Jahrhunderts mit 600 Anhängern nach Amerika aus, wo die Leute in Butler-County, Pennsylvanien, die Gemeinde „Harmon" gründeten, welche in Folge der trefflichen Organisation Rapps gar bald bedeutenden Wohlstand erlangte. Im Jahre 1815 verlegte Rapp seine Colonie nach dem Staate Indiana, wo er am Wabash ein Besitzthum von 27,000 Ackern erwarb. Im Jahre 1824 verkaufte die Colonie dieses Besitzthum an den schottischen Communisten Robert Owen und zog wieder nach Pennsylvanien zurück, wo sie in Beaver County, nicht weit von Pittsburg „Economy" gründete. Die sonderbaren Heiligen erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit, und kein europäischer Schriftsteller, der Amerika bereiste, versäumte es, diese Colonie zu besuchen. Sealsfield war mehrere Wochen lang der Gast Rapps und hat in seinen unter dem Namen Sidon's veröffentlichten Reisebeschreibung ausführlich gedacht; auch Lenau und Gerstäcker haben längere Zeit bei den Rappisten verweilt. Durch diese noble Gastfreundschaft wurde Rapps Gemeinde 1832 an den Rand des Verderbens gebracht. Ein religiöser Schwärmer, Namens Bernhard Müller, der unter dem Namen Proli schon in Deutschland herumgeabenteuert hatte, schlich sich zu Anfang der dreißiger Jahre in Rapps Gemeinde; er nannte sich Graf Maximilian von Leon und schwärmte für eine religiöse Weltmonarchie; er verstand es, den alten Rapp gänzlich zu berücken, so daß dieser einen Propheten in ihm sah. Müller fand Anhänger unter den jüngeren Gemeindemitgliedern, denen die Sittenstrenge und Askese Rapps nicht behagte, und 1832 erfolgte unter Müllers Anleitung eine Secession von 300 Mitgliedern.

Die Austretenden erhielten $105,000 ausbezahlt, sie gründeten Philipsburg am Ohio, aber der Abenteurer hatte gar rasch das Vermögen der neuen Gemeinde verputzt. Im Jahre 1833 verließ er die Gemeinde, wandte sich nach Natchitoches in Louisiana und soll später im Mississippi ertrunken sein. Im Jahre 1836 führte Rapp die Ehelosigkeit ein und beschloß, Denen, welche austraten, nur die Einlagen zu erstatten, die Gemeinde verlor abermals viele Mitglieder. Rapp starb 1847 im hohen Alter, sein Nachfolger wurde der Kaufmann Becker. An dessen Stelle trat vor 25 Jahren Vater Henrici.

Die Gemeinde ist durch ihren Fleiß und ihr einfaches Leben ungeheuer reich geworden und steht auf dem Aussterbe-Etat, denn im letzten Censusjahre zählte sie nur noch 50 Mitglieder, und ihr Vermögen wurde auf $35,000,000 geschätzt. Im Laufe der Jahre sind zahlreiche Versuche gemacht worden, einen Theil dieses Vermögens zu erlangen, erst vor fünf Jahren wurden von deutschen Erben der Originalgründer Prozesse anhängig gemacht, welche aber verloren gingen.

Der letzte Ueberlebende hat das Recht, über den gewaltigen Reichthum zu verfügen, und wenn es nicht geschehen sollte, dann wird der Staat Pennsylvanien eine reiche Erbschaft machen. Rapps Gründung hat zwar länger bestanden, als die ähnlichen communistischen Experimente, aber auch sie muß untergehen, weil eben kein Staatswesen bei der Ehelosigkeit bestehen kann. Nicht ohne Interesse blickt man auf die Zukunft der Colonie.

Wie Arton „arbeitete".

Arton, der in der Panama-Angelegenheit als „Handlanger" des Baron Reinach die Bestechung von Deputirten und Senatoren übernommen hatte und der sich gegenwärtig nur deshalb auf freiem Fuße befindet, weil er durch schnelle Flucht sich der hinkenden Gerechtigkeit entzog, begann seine Laufbahn als brasilianischer Kaffeepetulant, trotzdem er durchaus kein Brasilianer war. Da er mit Kaffee kein Glück hatte, so gründete er eine katholische Bank, trotzdem er dieser Religion nicht angehörte. Zwei lebensgroße Portraits des Papstes im Vorzimmer dienten als Reklame. Jedoch bald fand Herr Arton eine bessere und lukrativere Beschäftigung. Die Portraits des Papstes waren nicht im byzantinischen Stil gemalt — sie hatten keinen Goldgrund. Herr Arton, dem bei der Gründung der Bank die religiösen Gefühle nicht in erster Linie maßgebend waren, verließ seine Bank, verkaufte die Bilder des Papstes und kaufte lieber Stimmen von Deputirten und Senatoren. Viel Geld ging dabei durch seine Hände, war es da zu verwundern, daß Manches an diesen Händen kleben blieb? Am Ende der Panama-Debatte besaß Arton ein Vermögen von zwei Millionen Francs, trotzdem er nie den Panamakanal gesehen und für dessen Herstellung Arbeiten unternommen hatte. Allein, er sollte sich seines Reichthums nicht lange freuen. Die Gattin eines Deputirten, die früher eine Priesterin Thaliens gewesen, befreite Herrn Arton sehr bald von der Sorge, wie er sein „erarbeitetes" Vermögen am besten verwerthen könne. Die zwei Millionen waren bald verbraucht, und als der Zusammenbruch der französischen Dynamit-Gesellschaft eintrat, bei der Herr Arton in hervorragendem Maße betheiligt war, zog derselbe vor, bei Gericht keinerlei Aufklärungen über dieses Ereigniß zu geben. Er kehrte Paris den Rücken, seine weiteren Schicksale sind unbekannt. Herr Arton begab sich einst zu einem Abgeordneten, um ihn für das große, nationale Unternehmen zu gewinnen. Der Deputirte schien aber nicht gewinnsüchtig zu sein. „Verlassen Sie sofort das Zimmer, mein Herr, und betreten Sie es nie wieder!" rief er mit Stentorstimme, als ob er in der Kammer gegen die Korruption gedonnert hätte. Und um sicher zu sein, daß Herr Arton sich nicht länger in seiner Wohnung aufhalte als nothwendig nahm sich der Deputirte die Mühe, seinem Besuch den Weg zum Ausgang der Wohnung zu zeigen. Im Vorzimmer war es ziemlich dunkel, allein nicht so dunkel, daß Herr Arton nicht einige verstaubte Bilder gesehen. Er betrachtete sie einen Augenblick. „Gefallen Ihnen die Bilder?" fragte der Volksvertreter. „Sie sind Werke meiner Frau, die malt, jedoch nicht blos zum Vergnügen. Sie verkauft auch ihre Bilder. Aber jetzt verlassen Sie mich, Sie haben ohnehin schon lange genug bei mir geweilt." Den nächsten Tag kaufte Herr Arton zwei Bilder der Frau Deputirtin um 20,000 Francs das Stück, und der Herr Deputirte stimmte für die Panama-Gesellschaft.

Vergiftung durch Konserven.

In mehreren Städten England's sind Erkrankungen und sogar ein Todesfall als Folgen des Genusses von Büchsen-Sardinen und Fleischkonserven festgestellt worden. Nach einem jüngst vom englischen Regierungschemiker Dr. Ballard erstatteten Bericht über die Gefährlichkeit von verdorbenen Büchsenkonserven sind in dem letzten Dezennium in England 14 verschiedene derartige Vergiftungsfälle vorgekommen. Mehrfach handelte es sich um ganze Familien, welche unter cholera-ähnlichen Erscheinungen erkrankten. Neun Todesfälle waren auf Genuß verdorbener Fleischkonserven zurückzuführen. Geradezu tragisch ist eine im Jahre 1886 in Carlisle vorgefallene Vergiftung einer Hochzeitsgesellschaft von 20 Personen, wo die Braut am Abend ihrer Trauung unter entsetzlichen Schmerzen verschied. Dr. Ballard giebt Mittel an, wie man die verdorbenen Konserven von den unschädlichen unterscheiden kann. In Folge der Kondensation der Wasserdämpfe nach dem Verlöthen der Zinnbüchsen wird der Deckel derselben etwas nach innen eingedrückt. Das Fleisch in den Büchsen kann nur verderben, wenn es nicht genügend lange gekocht worden ist. In diesem Falle zersetzt es sich und es entstehen überaus giftige Zersetzungsprodukte, die chemisch zur Gruppe der Pomaine gehören. Gleichzeitig mit dieser Zersetzung werden aber so viele Gase entwickelt, daß der Deckel der Büchse etwas nach außen getrieben wird. Der Fabrikanten die hieran erkennen, daß das Fleisch nicht lange genug gekocht hat, pflegen häufig solche „aufgeblasene" Büchsen zum zweiten Mal zu kochen. Hierzu muß aber ein zweites Loch in die Büchse gebohrt werden, welches später gelöthet wird. Da die Pomaine durch das wiederholte Kochen nicht zerstört werden, sondern ihre ganze gefährliche Giftigkeit bewahren, so ergiebt sich für den vorsichtigen Käufer die einfache Regel, erstens niemals „aufgeblasene" Büchsen und zweitens niemals Büchsen mit zwei Löthstellen zu kaufen.

—In Bryan, O., brachen Diebe in das Goldwaarengeschäft von J. S. Shaw und stahlen Uhren und andere Sachen im Werthe von $1000.

Junggesellenleben

Eine Kaffeehaus-Plauderei. Mitgetheilt von [illegible]

Ich hatte mich vor kaum einem Monate verheirathet—„so glücklich wie möglich," welches Urtheil selbst die kraffesten Weiberfeinde meiner Bekanntschaft damals nicht zu bestreiten wagten, weil ich, vom rosenrothen Schimmer der Flitterwochen allzusehr geblendet, für eine ernstliche Debatte unbrauchbar war—da gestattete ich mir, natürlich nachdem „sie" es mir vorher gestattet, wieder einmal mein Stammlokal, das Cafe Winzer, aufzusuchen.

Die anheimelnde, etwas rauchige Atmosphäre umspielte mich förmlich-ungewohnt; die goldblanken „Pilsener" lächelten mir zu; die kleinen, weißen Eisenbahntische der sauberen Billards strahlten mich an, und die neuesten Nummern der Witzblätter an den ausgedehnten eisernen Journalhaltern begrüßten mich mit den gelungensten Karikaturen.

Da hinten in seiner gewohnten Ecke saß auch mein famoser Onkel und ehemaliger Vormund Julius bei seiner dampfenden Tasse Mokka gleichfalls dampfend und sah fröhlich verwundert über seine goldene Brillenfassung hinweg zu mir herüber.

Mit ein paar eiligen Schritten war ich an seinem Tische.

„Schon Urlaub?" fragte er mich mit dem selbstverständlichen Anflug von Ironie, der neugebackenen Ehemännern gegenüber zum guten Ton gehört, den ich selbst unzählige Male an Freunden, die vor mir in Hymens Fesseln geschmiedet worden, geübt hatte—und der mir nun doch, da ich selbst davon betroffen wurde, ein leichtes Unbehagen verursachen wollte. Ich hatte die herablassende Antwort, die über „meine" Eheverhältnisse Aufklärung geben sollte, schon auf der Zunge, als mein alter Onkel—er zählte, beiläufig bemerkt, erst sechsundfünfzig Jahre, aber Onkel sind immer alt—mir einen Stuhl zurechtrückte, eine seiner paradiesisch duftenden Havannas anbot und dabei ernsthaft bemerkte:

„Wenn Du mir blauen Dunst vormachen willst, so bediene Dich selbst!"

Diese Unterbrechung bot mir Gelegenheit, mich noch rechtzeitig zu besinnen und meine Auseinandersetzung, die mich sicher nicht von der geistreichsten Seite gezeigt hätte, zu verschlucken. Mochte Onkel Julius über die Ehe im Allgemeinen und meine im Besonderen denken, was er Lust hatte—meine Betty blieb deswegen gleichwohl das entzückendste Frauchen der Welt! Und hatte der als Ehefeind bekannte Onkel nicht sogar selbst, als ich ihn um seinen väterlichen Rath gebeten, von ganzem Herzen seine Einwilligung zu unserer Heirath gegeben? Noch dazu, nachdem er eine ganze Woche lang die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen und sich den Fall in rührendster Fürsorge überlegt hatte? Wer hatte unter solchen Umständen nur den Versuch einer krausen Stirn zu den kleinen Malicen machen wollen, die er sicher für mich heute in Bereitschaft hatte, wenn nicht in den letzten vier Wochen etwa sein stark ausgebildete spöttische Ader verlegt war?

Unter diesen Erwägungen fiel mir plötzlich wieder ein, daß ich Onkel Julius über den Resultaten seiner damaligen, unheimlich ernsten Forschungen ausfragen wollte—sollte!

Ein fataler Auftrag Bettys! Sie wußte nicht, wie scharfsinnig Onkel Julius veranlagt war, wie er beim Skat z. B., mit haarsträubender Genauigkeit die Karten seiner Gegner berechnete, wie er diese Fertigkeit auch auf das Conversationsspiel mit Meisterschaft zu übertragen vermochte und wie er vielleicht meine „Herzens-Frage" schon bei der ersten ausgespielten Karte durchschaute.

Doch den Versuch wollte ich wenigstens wagen!

„Es ist eigentlich jammerschade, Onkel Julius, daß Du nicht auch geheirathet hast!"

„Hm—!"

„Das Leben in der Ehe bietet doch so mancherlei Annehmlichkeiten."

„So—?"

„Eine gutherzige, hübsche Frau—natürlich nur eine solche—verklärt des Mannes Dasein auf ungeahnte Weise!"

„Hm——sag' mal, Eduard, Du hast Dich wohl unlängst auf den Hypnotismus geworfen?"

„Nein! — Wie kommst Du denn darauf?"

„O, ich glaubte, Du wolltest mich jetzt einschläfern, um alsdann Experimente mit mir vorzunehmen."

„Aber Onkel!" erwiderte ich gekränkt, konnte es aber dabei nicht verhindern, daß mir das Blut bis in die Haarwurzeln hinaufstieg.

„Habe ich mich geirrt?—Dann bitte ich um Entschuldigung! Aber genire Dich nicht, sprich weiter!"

„Gerade heraus denn, ich wollte eigentlich wissen, weshalb Du nicht geheirathet hast!"

„Du wolltest das wissen?—Oder Deine verehrungswürdige Frau Gemahlin?"

„Hm — — wir beide!" gab ich zögernd zu und erröthete zum zweiten Male.

„So, so—! Und wollte sie weiter nichts wissen, Eduard?" fragte Onkel Julius ironisch und streifte mich dabei mit einem Blicke, der einem spanischen Großinquisitor der Herrenzeit alle Ehre gemacht hätte. „Oder weiß sie gar nicht, daß Du mich vor Deiner Verheirathung den sogenannten „väterlichen Rath" angezapft hast?"

„O doch, Onkel Julius!" sagte ich und wurde zum dritten Male roth. „Das heißt, ich habe ihr das erzählt, —aber wissen wollte sie weiter nichts!"

„Ja doch, ja!..... Weißt Du, Eduard, dann werde ich Dir die Geschichte meiner irdischen Glückseligkeit ein ander Mal erzählen, wenn Deine Betty —so heißt doch wohl Dein bezaubernder Hausgeist—mehr wissen will! Das „Mehr" hängt nämlich sehr innig mit dem ersten Thema zusammen!"

„Aber so gieb uns doch einen Vorschuß!"

„Wie viel hundert Mark brauchst Du, lieber Junge!" fragte er höchst trocken, fast mit der Würde eines bürgerlichen Schwiegervaters, dessen Schwiegersohn von Adel die erste Anleihe-Attacke unternimmt.

„Du bist heute unverdaulich, Onkel!"

„Und Du nicht aufrichtig, Eduard! Warum gehst Du nicht ohne Umschweife auf ihr—wollte sagen Euer Ziel los?"

Der alte Kartenkünstler war nicht zu täuschen; ich gab das Spiel auf und befolgte seinen Rath.

„Du hast Recht, Onkel!" sagte ich, meine Verlegenheit tapfer bekämpfend. „Sie wollte..... das heißt wir wollte gern einmal wissen, wo Du Dich nach ihr erkundigt und weshalb Du mir dann ohne Bedenken zur Ehe mit ihr gerathen hast, während Du selbst doch Dich nie hast entschließen können...."

„Ei, ei, wie eitel ist sie, Deine kleine Frau! Ich wette, sie glaubt, etwas recht Schmeichelhaftes zu hören!"

Ich hütete mich zu widersprechen, um seine Bereitwilligkeit, Rede zu stehen, nicht zu stören.

Nach einer Pause begann er: „Da Du mir reinen Wein eingeschenkt hast, will ich ein Gleiches thun!—Wo ich mich nach ihr erkundigt habe? In ihrer Heimath natürlich! Ich habe da einige Verbindungen. Du wirst Dich nicht entrüsten und mich außerdem bei ihr entschuldigen, wenn ich Dir erzähle, daß ich im Großen und Ganzen mehr boshafte als wohlwollende Bemerkungen, namentlich von weiblicher Seite, über sie eingeheimst habe."

„Wie? Wer ist so unverschämt..."

„Ich will die Geschichte doch lieber ein ander Mal erzählen; Du bist heute noch nicht in der Stimmung. Wann darf ich denn hier auf Dich rechnen? In abermals vier Wochen, ja?"

„Ich werde Dich nicht wieder unterbrechen, bitte, erzähle weiter!"

„Schön, mein Junge, aber Wort halten!—Diese kleinen niederträchtigen Bosheiten also waren mir ein sehr günstiges Zeichen; sie wurzeln fast immer in dem festen Boden des magern Neides und lassen auf eine Person schließen, die der Mühe werth ist, sie näher zu beobachten. Häßliche und talentlose Mädchen erfreuen sich unter ihren „Freundinnen" selten so netter Nachrede. Der Augenschein überzeugte mich denn auch bald, wie richtig meine Auffassung sei. Jetzt aber kam eine große Schwierigkeit für mich, wenn ich die Sache nach meiner Ueberzeugung ernst nehmen wollte. Nenne es eine Schrulle oder wie Du sonst willst, für mich war der Punkt wichtig. Es handelte sich um das Aussehen Deiner künftigen Schwiegermutter. Ach, die Arme war schon vor zwei Jahren in das Grab gestiegen; ich konnte sie also nicht mehr kennen lernen. So besuchte ich denn gewissenhaft der Reihe nach die Photographen jenes Städtchens und forschte nach ihrem Bilde.... Doch ich merke wohl, lieber Eduard, hier muß ich jenes Stück meiner Vergangenheit zu Hülfe nehmen, das Dir noch dunkel ist, um Dir nicht wunderlich zu erscheinen.

Denke Dir also einmal von meinem Lebensbaum 25 Jahre herunter, auf mein Haupt die damit korrespondirende Haarfülle hinauf, mein kleines Embonpoint"—der Onkel wog circa 210 Pfund—„hinweg, das bischen Lebensweisheit dito. Es soll keine Schmeichelei für Dich sein, Eduard, aber ich war Dir damals wirklich nicht unähnlich. Selbstredend hatte ich mir denn auch eines schönen Tages eine chronische Verliebung zugezogen und ging allen Ernstes mit dem Gedanken um, „meine Rechte zu halbiren und meine Pflichten zu verdoppeln," wie Schopenhauer das sehr prägnant ausgedrückt hat."

„Ein Cognac, Kellner!" unterbrach er sich bei diesem Punkte seiner Beichte, wartete, bis der verlangte Tropfen vor ihm stand, ertheilte ihn mit sichtlichem Wohlbehagen und sprach dann weiter:

„Ich hatte allerdings einen Nebenbuhler, einen halbverrückten Architekten, aber er diente meiner Angebeteten nur dazu, meine Neigung zu steigern —welches weibliche Mittel ich in meiner damaligen Harmlosigkeit jedoch noch nicht kannte. Zwei Tage vor ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstage war es, als ich nach einer kleinen Auseinandersetzung, hauptsächlich des Architekten wegen, von ihr in Ungnade entlassen wurde. Natürlich sollte ich anderen Tages um so zerknirschter wiederkehren und zu ihren Füßen liegen. Unzufrieden mit mir selbst, wanderte ich zu der Wohnung eines mir befreundeten Arztes, um diesen für den „verpfuschten Abend" zum Kneipen zu verführen. Unterwegs kamen mir allerlei Gedanken.

„Es ist eine Schmach," raisonirte ich innerlich, „so in den Ketten eines Weibes zu liegen! noch dazu eines nicht ganz ehrlichen Weibes; denn Koketterie ist immer und ewig eine Unehrlichkeit, die in ihren bedenklichsten Konsequenzen sogar zur Untreue führen kann!... Was schätzest Du eigentlich so sehr an ihr? Was hält Dich so fest?.......... Thörichte Frage!..... Giebt es weit und breit eine anmuthigere Figur, ein süßeres Antlitz?....."

Ich zählte mir darauf schablonenhaft all' ihre Reize vor: duftiges Blondhaar, weiße Stirn, zierliches Stumpfnäschen, Perlzähne, rosige Lippen, Grübchen im Kinn, Schwanenhals, etc., beschloß schließlich, morgen in aller Form bei ihrem Vater—ihre Mutter war längst todt—um sie anzuhalten und ihr übermorgen den Verlobungsring ohne Weiteres auf den Finger zu stecken. Ein sogenanntes Doppelfest also sollte es werden, etwa wie wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen!

Aber der Mensch denkt...

Mein Freund, der Pillendreher, saß im Schlafrock auf dem Sopha und las. Als ich ihn bat, seine Kranken für den Abend zu schonen und mit mir ins Cafe zu gehen, war er menschenfreundlich genug, ihnen und mir den Gefallen zu thun, ging ins Nebenzimmer und zog sich um.

Die bekannte Menagerie: alte Tanten mit verbissenen Gesichtern, brave Herren in gesetzten Jahren, denen Gott Bacchus aus den Falten lachte, hier und da auch ein vertrockneter Wassertrinker mit Pergamenthaut, frisirte Geckenköpfe mit und ohne Monocle, holdlächelnde Mädchengesichter, die damals von Zola wirklich noch nichts wußten, weil er noch keine Tinte verbraucht hatte, ein paar grüne Jungen und ein halbes Dutzend Babies—schon wollte ich die Portraitsammlung der wackeren Zeitgenossen gelangweilt wieder zuschlagen, als mir auf dem zuletzt umgewandten Blatte das Bild meiner —künftigen Braut in die Augen fiel. Ich blickte mich darauf nieder. Kein Zweifel, sie war es, Zug für Zug. Ein rasender Zorn ergriff mich im selben Augenblick; ich stürzte polternd in's Nebenzimmer, in welchem mein verrätherischer Freund soeben nichtsahnend die Unaussprechlichen wechselte und schrie ihn an:

„Doktor, schlechter Kerl! Wie kommst Du zu dem Bilde meiner—von Fräulein Stahlhammer?"

„Bist Du verrückt, mich so anzuschreien?" erwiderte er. „Wie soll ich dazu kommen? Sie ist eine alte Freundin von mir!.........Was geht das Dich überhaupt an?"

„Viel geht es mich an, Du Unmensch; denn ich wollte mich morgen mit ihr verloben!"

„Mit der?" lachte er gefühllos auf. „Unmöglich!"

„Weshalb?"

„Sie ist ja längst verheirathet!"

„Wa—as?.......Mit wem denn?"

„Nun, mit ihrem Gatten, dem Gerichtsrath Engel in Zwickau!"

„Ha! Das lügst Du, Bursche, denn dessen Frau kenne ich zufälliger Weise von ihrem Aufenthalt in Zwickau. Ich habe sie wegen ihres steifleinenen Gesichtes und ihrer unförmlich dicken Taille immer nur mit stillem Entsetzen oder komischem Mitleid betrachten können."

„Ja, lieber Freund," sagte der Doktor gelassen, „dieses Bild hier ist auch schon zehn Jahre alt. Vor zehn Jahren aber sah Frau Gerichtsrath Engel in Zwickau genau so aus, wie ihr Conterfei dies zeigt."

Dabei nahm er das Bild aus dem Album und ließ mich auf der Rückseite desselben die eigenhändige Widmung des damals noch ledigen Fräulein Stahlhammer senior, meiner beabsichtigten—Schwiegerin, sehen.

„Brrr...." sagte ich unwillkürlich und schüttelte mich. Dann fragte ich kleinlaut:

„Du bist doch Mediziner, Gustav. Glaubst Du, daß die Kleine, ich meine die Schwester der Frau Gerichtsrath Engel in Zwickau, einmal ebenso—kraftig wird?"

„Höchst wahrscheinlich, lieber Freund!" sagte er lächelnd. „Es liegt in der Familie; die Mutter war nicht anders....."

Wir gingen schweigsam in's Cafe und ich verlor daselbst drei Partie Billard durch das oberflächlichste Spiel von der Welt und meine—Heirathslust durch recht eingehendes Nachdenken und Ueberlegen. Da ich bei dem Geburtstag der Holden nur eine Karte statt meiner Person und eine dringende Reise vorgab, so verlobte sich Fräulein Stahlhammer am Abend ihres Wiegenfestes aus Trotz mit meinem glücklichen Nebenbuhler, den sie alsbald geehelicht hat. Die Prognose meines ärztlichen Freundes aber ist in Erfüllung gegangen: aus dem niedlichen, schlanken Positiv ist ein kolossaler Komparativ geworden, der aller Wahrscheinlichkeit nach bald auch den Superlativ erklimmt, den Frau Gerichtsrath Engel schon seit etlichen Jahren erreicht hat."

Onkel Julius starrte mit einem kleinen Anfluge von Weltschmerz um die Epikuräerlippen durch die Spiegelscheiben des Lokals auf die Straße. Plötzlich faßte er mich am Arm und zeigte nach dem gegenüberliegenden Trottoir auf eine stattliche, die ganze Breite des nicht knauserig angelegten Fußsteiges einnehmende ältere Dame, die sich nur langsam vorwärts bewegte, ungefähr wie eine Lokomotive mit einem Stock kohlenbeladener Güterwagen.

„Wie wunderbar!" flüsterte er nur zu. „Da ist sie!"

„Der Superlativ?" fragte ich.

„Bewahre, erst der Komparativ!"

„Brrr," sagte ich da, mich schüttelnd.

„Meinst Du nun," nahm Onkel Julius den Faden wieder auf, „daß ein Mann, der eine normale Schwärmerei für das Schöne hegt, dabei glücklich bleiben, sich behaglich fühlen kann, wenn seine einstmals wohlproportionirte Frau auf Kosten ihres gesammten Liebreizes so lächerlich unharmonisch auseinandergeht?... Ich hatte nicht den Muth, die Probe an mir vorzunehmen."

„Darum habe ich mich nicht im Entferntesten gekümmert!" sagte ich kleinlaut, als mein Onkel schwieg. „Wenn meine Betty auch..... Es wäre entsetzlich!"

„Beruhige Dich, Eduard!" sagte der Alte triumphirend. „Darnach habe ich meine Erkundigungen eingezogen. Bettys Mutter war noch in ihrem Alter eine liebenswürdige Erscheinung, eine anmuthige Frau. Ihre Tochter ist ihr wie aus den Augen geschnitten, sie wird ihr also einst nicht nachstehen. Hätte ich Dir sonst ohne alle Bedenken zurathen können?"

Dabei zog er aus seiner Brieftasche das Portrait meiner verblichenen Schwiegermutter, das er in einem der durchstöberten Ateliers glücklich entdeckt hatte. Ich kannte das Bild, aber doch nur oberflächlich. Nie hatte ich es mit so kritischen Blicken betrachtet, als es jetzt geschah. Die prächtige, alte Dame, die es zeigte, war wirklich noch hübsch trotz der 60 Jahre, die sie zählen mußte — und was mich dabei am meisten entzückte, die Aehnlichkeit mit Betty war in die Augen springend.

„Du bist doch der beste Onkel von der Welt und verstehst Dich trotz Deiner Unabhängigkeit nicht übel auf die Frauen!" rief ich fröhlich.

„Hm," klang es in jenem unnachahmlich trockenen Ton, der nur dem echten Humoristen eigen ist, von seinem Munde, „in meiner Weise...von meinem Schwenkel aus. Uebrigens, hat nicht ein alter Junggeselle auch Zeit genug dazu, Räthsel zu rathen?"

Aus dem „Arizona Kicker."

Ohne Erfolg. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß unser geehrter Landsmann, Ex-Richter Burke, welcher kurz vor der Wahl nach Wyoming verreiste, wahrscheinlich vor mehreren Monaten nicht wieder nach unserem Territorium zurückkehren, möglicherfalls auch seinen permanenten Aufenthalt in jenem Staate nehmen wird. Es scheint, daß Burke sich nicht nur zum Wählen in Wyoming für berechtigt angesehen hat, obgleich er erst seit vier Tagen in dem Staate sich aufhielt, sondern er muß auch ganz konfus in Bezug auf Kandidaten und Wahlzettel gewesen sein, indem er zwei große Revolver in den Stimmkasten zu legen versuchte. Die Wahlrichter verweigerten natürlich die Annahme derselben, Burke hingegen bestand auf seinem Verhalten, wo auf es zu einem Tumult kam, in dem ein Patriot ihm ein paar Kugeln auf den Pelz brannte. Der Ex-Richter verlor plötzlich alles Interesse an der Wahl und es ist zweifelhaft, ob er überhaupt zu uns zurückkehren wird. Als Abschiedswort auf seinen Weg hatten wir ihm noch den Rath gegeben, hübsch langsam unter jenen uncivilisirten Pionieren vorzugehen, allein er gebärdete sich wie ein ausgelassenes Füllen, anstatt wie ein Lämmlein umher zu wandeln. Kein Wunder, daß die Sache ein Ende mit Schrecken nahm.

Konnte nicht umhin. Unsere Eigenschaft als Redakteur und Herausgeber eines großen und berühmten Familienblattes verleiht uns selbstverständlich eine gewisse Würde, die durch unser Mayorsamt und unseren Senatssitz erhöht wird. Man sollte eigentlich annehmen, wir seien so unnahbar und so kalt wie ein Alaskagletscher, in dem Bewußtsein, daß wir der Inhaber dreier so hoher Stellen wie die eines Editors, eines Bürgermeisters und eines Senators sind. Daß diese Annahme indeß unzutreffend ist, möge das folgende Beispiel beweisen: Vor einigen Tagen kam in unser Town ein Kerl von Tombstone mit einem bockigen Pony hergezogen, das diese Eigenschaft schon seit zehn Jahren zeigt. Der Besitzer wollte $50 verwetten, wenn ein Individuum dieser Stadt, sei dasselbe ein Weißer oder ein Rother, fünf Minuten auf dem Biest sich zu halten verstehe. Die Boys sahen sich das Pony von allen Seiten an und kamen zu der Ueberzeugung, daß ein Ritt auf seinem Rücken keine Lustpartie sei. Sogar unser Pferderedakteur wollte lieber seine Stelle aufgeben, als das Abenteuer bestehen. Der Besitzer des Ponys dachte, er hätte die Stadt blamirt und wollte prahlend dieselbe eben wieder verlassen, als wir unsere dreifache Würde sein ließen und einen entscheidenden Schritt unternahmen. Es war uns schlechterdings unmöglich, das aufschneiderische Gebahren und das verächtliche Lächeln auf des Kerls Gesicht länger zu ertragen und die Boys so aus dem Felde geschlagen zu sehen. Wir deponirten unseren $50-Einsatz und bestiegen das anscheinend so sanfte und geduldige Biest. Was wir vermuthet, traf ein. Wir wurden zusammengedrückt, gestreift, gestoßen, gequetscht, gemordet. Nach fünf ein halb Minuten aber stiegen wir mit einem milden Lächeln von dem Schlachtrosse herunter, steckten unseren Gewinn in die Tasche und erhielten die Anerkennung, welche wirklichem Verdienste nie vorenthalten wird. Der Mann aus Tombstone aber war so perplex, daß er in der ersten Wuth das Biest erschießen wollte, doch wurde er schließlich genöthigt, mit ihm beschämt seiner Wege zu trotten. Wir stellen nicht in Abrede, daß unser Vorgehen vielleicht nicht im Einklang mit unserer Würde des Editoren haben mag, allein wir mußten es unter den Umständen riskiren.

Der verschwundene Prinz.

Ueber das Verschwinden des Prinzen Karl von Bayern treffen wieder neue Mittheilungen ein, welche diese Affaire in wesentlich anderem Lichte erscheinen lassen, als die früheren Meldungen. Prinz Karl—so wird geschrieben—ist eine keineswegs sentimental angelegte Natur; er ist trotz seiner Jugend recht selbstständig und zu wiederholten Malen hat er dies auch bereits gezeigt. Die strenge Ueberwachung im väterlichen Palais ist ganz und gar nicht nach dem Sinne des Prinzen und seinem Geschmacke entspricht es auch nicht, daß er als Lieutenant bei der Infanterie eingestellt ist. Das Ziel seiner Wünsche ist der Dienst bei der Marine, und der Erreichung dieses Zieles galt das abenteuerliche Verschwinden. Prinz Karl benutzte nun die Abwesenheit des Vaters und seines Großvaters, des Prinz-Regenten, die beide im Spessart jagten, sowie die Abwesenheit seiner Mutter, deren Uebersiedlung nach München für den Tag nach der Flucht anberaumt war. Sein Reiseziel war Hamburg beziehungsweise Kiel, wo der junge Prinz, auf welche Weise bleibt unklar, in die Marine eintreten wollte. Ueber Geld verfügte der Prinz nicht, da er sonst nur in Begleitung seines Adjutanten ausging, so besaß er nicht einmal sein Taschengeld. Seine Mittel, wenige Mark, reichten nur für die Fahrt dritter Klasse nach Regensburg; hier wollte er sich dem Fürsten Thurn und Taxis entdecken und weitere Mittel erlangen. Im letzten Moment änderte der Prinz seinen Plan und beschloß, sich nach Schloß Schwarzenfeld bei Schwandorf zu begeben, wo er vom Grafen Holnstein Geld zu erhalten hoffte. Da er gänzlich ohne Mittel in Regensburg angekommen war, machte er sich zu Fuß auf den Weg in die Winterlandschaft und kam mit seinem höchst bescheidenen Wanderbündel, bestehend aus einigen in Papier eingeschlagenen Wäschestücken in das Schloß. Da der Graf eben auf der Jagd war, bat der Prinz, ohne seinen Namen zu nennen, den Diener um Aufbewahrung des Bündelchens und erklärte, später nochmals vorsprechen zu wollen. Der Diener entdeckte auf den Wäschestücken die Krone und theilte dem Grafen sofort nach der Rückkehr von der Jagd den Vorfall mit. Der Graf war von München von dem Verschwinden des Prinzen unterrichtet und als dieser wieder erschien, hielt er ihn zurück, bis der Adjutant Freiherr v. Soden den Prinzen abholte. Großvater und Vater hatten sofort nach dem Verschwinden des jungen Prinzen die Jagd im Spessart abgebrochen, und Prinz Karl wird sein Reiseabenteuer außer mit der häuslichen Lektion auch mit Strafe für die Entfernung von seiner Heeresabtheilung büßen, denn weder der Prinz-Regent noch der Vater wollen zu Gunsten eines Mitgliedes des königlichen Hauses eine Ausnahme in dieser Beziehung eintreten lassen.

Ein Angebot.

(Berl. Tageblatt.)

Wie bereits kurz erwähnt, veröffentlicht der „Figaro" ein Schreiben vom 20. November 1886, durch welches Ludwig Löwe dem damaligen französischen Kriegsminister General Boulanger die Werkzeuge angeboten hat, welche zur massenhaften Herstellung von Lebelgewehren erforderlich waren. Der Brief befindet sich unter den Papieren des Schwiegersohns Boulangers, Capitäns Driant, der die Urschrift zur Verfügung der Vertheidiger Ahlwardts hält. Boulanger hat auf das Angebot gar nicht geantwortet. Die Erkundigungen, welche die National-Zeitung bei der Firma Löwe eingezogen hat, haben ergeben, daß der Brief echt ist. Die Löwe'sche Fabrik beschäftigte sich damals ausschließlich mit Maschinenfabrikation, die Fabrikation von Gewehren für die deutsche Regierung begann erst im Jahre 1889. Trotz dieser Rechtfertigungsgründe, welche die Firma Löwe geltend macht, müssen wir den Mangel an Nationalgefühl, der sich in diesem Angebot kundgiebt, lebhaft bedauern. Die gefährlichste Waffe, die der Antisemitismus im Kampf gegen das Judenthum schwingt, besteht in der Behauptung, daß das Judenthum nicht daran denkt, im deutschen Volksthum aufzugehen, daß es nach wie vor dem Irrwisch des Gedankens einer auserwählten, bevorrechteten jüdischen Nation nachjagt. Wer die Verhetzung der Bürger nicht wünscht, der kann es also nur beklagen, wenn die Vertreter des Judenthums in der Presse, im Parlament, im gewerblichen Leben durch ihre Thaten die Ueberzeugungskraft dieser gefährlichen Behauptung verstärken. Und zu den Thaten dieser Art müssen wir das Angebot Ludwig Löwes rechnen. Es war damals die Zeit, da ein großes Kriegsbangen durch die Culturmenschen ging. In Paris erschien das Buch „avant la bataille". Deroulede machte seine große Agitationsreise durch Rußland und andere Länder. Boulanger stand an der Spitze einer französischen Kriegspartei. Das Lebelgewehr, dessen Fertigstellung erst im Jahre 1888 erfolgte, stammt aus dem Jahre 1886. Es kam den Franzosen damals darauf an, die Herstellung des neuen Gewehres möglichst zu beschleunigen. Wir erinnern nur daran, daß z. B. die Ueberstürzung in der Herstellung des Melinits die Fehlerhaftigkeit des Materials zur Folge gehabt hat. Nun erfordert die Herstellung der kleinkalibrigen Gewehre Maschinen von außerordentlicher Exactheit und Kostspieligkeit. Nur wenige Fabriken, wie die königliche Gewehrfabrik, die Steyr'sche und die Löwe'sche Fabrik können das Risico unternehmen, sich an diesen kostspieligen Betrieb heranzuwagen. Unter diesen Umständen war für Löwe die Versuchung groß, aber um so nothwendiger war es, ihr zu widerstehen. Gerade die hervorragendsten Vertreter des Judenthums sollten unseres Erachtens peinlicher als die Deutschen alles vermeiden, was geeignet ist, Wasser auf die Mühle des Antisemitismus zu treiben. Unseres Wissens liefert keine deutsche Anstalt Kriegsmaterial für Frankreich. Schichau liefert Torpedoboote, Gruson Panzerthürme für Rußland, und wir haben in normalen Zeiten nichts dagegen zu erinnern.

Anders liegt die Sache nach unserem politischen Empfinden mit Frankreich, und anders besonders lag sie in der kritischen Zeit der Septennats-Wirren. Wir wollen nicht das Gewicht der entschuldigenden Momente abschwächen. Es giebt noch heut zu Tage Fanatiker, die der ehrlichen Ueberzeugung leben, die Holzkanone und die Barackenbauten, das Melinit und das Lebelgewehr, Boulanger und Deroulede seien Erfindungen des Fürsten Bismarck, der das Bedürfniß empfunden habe, durch den großen Kriegsschrecken die Septennatsvorlage durchzudrücken. Thatsächlich hat Fürst Bismarck Verhältnisse, die in Wirklichkeit bestanden, damals wie so oft in seinem thatenreichen Leben mit Erfolg zum Wohl des Vaterlandes für seine Zwecke benutzt. Aber Ludwig Löwe mag die Lage damals ebenso aufgefaßt haben. Immerhin er hätte unzweifelhaft weiser und patriotischer gehandelt, wenn er der Versuchung widerstanden hätte, seine monopolartige Stellung und die neue französische Revanchebewegung für die Zwecke seines Geschäftsgewinnes auszubeuten. Er hat jedenfalls den Ahlwardt und Genossen einen großen Gefallen erwiesen, und die Worte Lebel und Löwe werden in der anschwellenden antisemitischen Bewegung nicht so bald verhallen.

Die Firma Löwe & Co. läßt der „Voss. Ztg." noch folgende Erklärung zugehen:

Die französische Regierung stand zur Zeit im Begriff, für mehrere Millionen Franken Maschinen in Amerika zu bestellen, und es ist zutreffend, daß wir am 20. Oktober 1886 an das französische Kriegsministerium eine Offerte auf Lieferung von Maschinen und Werkzeugen zur Gewehrfabrikation gerichtet haben mit der Motivirung, daß wir mit den in Betracht kommenden amerikanischen Fabriken sehr wohl zu concurriren in der Lage wären. Zu unserm Bedauern haben wir einen Auftrag nicht erhalten, derselbe ist zum größten Theil nach Amerika, zu einem kleineren Theil an eine andere Fabrik in Deutschland gegeben worden. Hätten wir den Auftrag erhalten, dann würde das deutsche Reich keinerlei Nachtheil davon gehabt haben, wohl aber die deutsche Industrie den großen Vortheil, daß die amerikanische Concurrenz auch aus Frankreich, dem einzigen Lande in Europa, wo sich dieselbe, dank der eigenthümlichen politischen Verhältnisse noch behaupten konnte, vertrieben worden wäre.

Der „warme Wurstmann".

Berliner Gerichtsszene.

„Bitte, mein Herr, Ihnen gebührt der Vortritt." — „J, bewahre, schieben Sie man dreist zuerst rin." — „Das kann ich nicht annehmen, als Angeklagter haben Sie das Vorrecht."

Die beiden Herren, die sich solchermaßen in den Gerichtssaal hineincomplimentirten, sind in der Strafsache contra L. erschienen, der eine als Zeuge, der andere in der weniger beneidenswerthen Rolle eines Angeklagten. „Herr Jerichtshof," beginnt der Letztere, „ick erkläre diesen Herren öffentlich for einen Ehrenmann." — „Und ich bin mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden", fällt der Zeuge, ein kleiner schmächtiger Herr, lebhaft ein. „Ich verzichte auf jede gerichtliche Genugthuung, da ich den Herrn Angeklagten schätzen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß er von seinem Standpunkte als Kaufmann gehandelt hat." — Der Vorsitzende ist über diese Versicherung gegenseitiger Hochachtung erfreut, macht aber darauf aufmerksam, daß die Verhandlung trotzdem stattfinden müsse, wenn der Angeklagte es nicht vorziehe, seinen Einspruch gegen den wider ihn erlassenen Strafbefehl zurückzuziehen. Hierauf erklärt dieser sich nicht einlassen zu können, und die Verhandlung beginnt, nachdem der Zeuge den Saal verlassen hat.

Vors.: Sie sind Handelsmann?

Angekl.: Ick handle mit Wurscht. Jott sei Dank is die Welt im Jroßen un Janzen noch nich uf dem vegetabilischen Standpunkt angelangt, wo die Wurscht for ne Schande gilt un ihre Verzehrer for'n Schlag, den.....

Vors.: Solche Auseinandersetzungen können Sie sich ersparen. Bleiben wir bei der Sache. Sie haben den als Zeugen geladenen Rentier P. angerempelt, vom Trottoir gestoßen und beschimpft?

Angekl.: Wenn zwei feindliche Principien uff einander platzen, dann jiebt et allemal 'n Krach. Als Mensch, von diesem Standpunkt aus betrachtet, is der Herr Zeitje in meinen Oogen 'n Ehrenmann, un wenn ick als Griebenkramhändler uff die Welt jekommen wär, denn würde ick ihn sogar verehren. Indeß ick bin nu eenmal warmer Wurschthändler, un von diesem Standpunkt aus, wo ick doch davon lebe, muß ick ihm doch bekämpfen. Ick habe nischt jejen det gesammte Pflanzenreich, da soll mir der Himmel for bewahren, denn det muß ooch sind, aber laßt mir doch ooch meine Wurscht, indem schon Schiller so schön jesagt hat: Wat verfolgst Du meine Heerde? Raum for Alle hat die Erde. Meineswegen soll Jeder nach seiner Facon satt werden, da steh' ick als Mensch janz uff'm Standpunkte vom ollen Fritz, aber als Koofmann, wo ick doch bin, is mir keene Lanze lang genug, die ick nicht inlege for die Wurscht....

Vors.: Aber wo wollen Sie denn mit diesen weitschweifigen Bemerkungen hinaus? Der Zeuge ist wohl Vegetarianer und deshalb sind Sie mit ihm in Streit gerathen?

Angekl.: So is et, det wollte ick eben erzählen. Ganz jemüthlich gehe ick Abends die Friedrichstraße lang un offerire die Herrschaften meine warmen Wiener. Da kommt ooch der Herr, dem ick't doch nich an die Neese absehen kann, dat er blos von allerhand Pflanzenstoffe lebt. Herr Baron, sage ick, 'n Paar Warme jefällig? Jang heeß aus'n Kessel?—Wat, schnauzt er mir darauf an, wie können Sie sich erlauben, mich Ihre Thierleichen anzubieten? —Nun bitte ick Ihnen, Herr Jerichtshof — ick'n Leichenhändler? Wo ick mir schon dreizehn Jahre prompt un ehrlich mit Wurscht ernähre un meine Steiern dafor ablade? Meine Würschte sollen von Leichen sind? Wo schon Jrafen un Barone un Jeheime und andere Räthe von jejessen haben, wenn sie Nachts vom Friehschoppen kamen? Det war eene schwere Beleidijung for mich, die ick nich uf mich sitzen lassen konnte. Herr, sage ick dennoch, meine Würschte, det sind respektable Würschte, die sind von anständije Rinder jemacht un von solide Schweine, ohne Trichinen mang, denn det is Allens untersucht un for jut befunden. Er aber blieb dabei, det wären Thierleichen, worauf ick denn natierlich fuchtig wurde un ihm 'ne jelinden Klapps verabreichte. Darüber denn jleich so'n Halloh, daß 'n Schutzmann kam un mir ufnotirt.

Vors.: Wenn Sie auch, was zugegeben sein mag, gereizt worden sind, so hätten Sie den Herrn doch nicht thätlich angreifen dürfen.

Angekl.: Herr Jerichtshof, versetzen Sie sich 'mal als 'n warmen Wurschthändler. Wenn man da in seine kaufmännische Ehre jekrankt wird, da werden Weiber zu Hyänen, wie Schiller sagt. Hätte der Herr mir gleich jesagt, dat er mir nich kranken wollte, dann hätte ick ihm ooch nicht jeschubst, denn jejen die Principien habe ick nischt, mögen sie ooch noch so komisch sein.

Der hierauf vernommene Zeuge stellt im Wesentlichen den Vorfall so dar, wie der Angeklagte. Meine Herren, schließt er, ich habe mich vorhin mit dem Angeklagten ausgesprochen und finde, daß seine damalige Erregung von seinem Standpunkte aus nicht ganz unerklärlich war. O, meine Herren, ich habe früher auch Wurst gegessen und weiß, daß sie zu Gewaltthätigkeiten geneigt macht, während die Pflanzenkost.......

Vors.: Ich danke, Herr Zeuge, wir sind jetzt über den Vorgang hinlänglich unterrichtet.

Zeuge: Ich wollte mir nur die Bemerkung erlauben, daß die Pflanzenkost versöhnlich stimmt, und zum Beweise hierfür erbiete ich mich, dem Angeklagten für den entstandenen Schaden aufzukommen.

Angekl.: Det is nett, da sieht man doch, wat 'n Ehrenmann is. Da ziehe ick meinen Einspruch zurück.

Zeuge: Und ich lade Sie obendrein zu einem Linsengericht ein.

Damit ist die Sache erledigt und die Beiden verlassen den Gerichtssaal.

„Det mit dem Linsenjericht nehme ick an," sagte im Corridor der nun völlig versöhnte Handelsmann, „und die Wurscht dazu, die liefere ick."

„Aber Bester," ruft der Vegetarianer entsetzt, „verfallen Sie schon wieder in ihre wilden Gewohnheiten...."

Landwirthschaftliches.

Futterordnung für Pferde.

Eine gut geregelte Futterordnung ist bei der Stallhaltung der Pferde von der größten Wichtigkeit; denn nur bei einer regelmäßigen, pünktlichen, richtig bestimmten Fütterung wird das Futtermaterial möglichst ausgenutzt und befinden sich die Pferde möglichst wohl.

Bei der Fütterung beachte man wenigstens das Folgende:

1. Man füttere und tränke genau zu der einmal festgesetzten Zeit — füttere also nicht, wie es in manchen Wirthschaften vorkommt, bald 1 Stunde später oder früher, wie es eben fällt. Eine unregelmäßige Futterverabreichung erhält die Stallthiere in beständiger Unruhe, weil sie fortwährend auf neues Futter harren.

2. Man beobachte die größte Reinlichkeit sowohl im Betreff des Futters und Wassers, als im Betreff der Krippen, Trinkgeschirre und Raufen. Alles staubige und mit bedeutenderen Mengen unrathartiger [illegible] Futter ist der Gesundheit der Pferde [illegible]. Wo man Knollen und Wurzeln füttern will, sind diese Gewächse erst von der anhaftenden Erde zu säubern.

3. Man theile das Futter in solche Gaben ein, daß diese zur Sättigung hinreichen, aber dabei nicht überreich gegessen werden. Das Pferd soll von der gegebenen Ration nichts übrig lassen—wenn das Futter sonst gut und reinlich ist. Frißt es nicht rein aus, sind die Reste zwar sofort zu entfernen, aber auch die folgenden Rationen dahin zu vertheilen, daß von denselben auch kein Restchen in der Krippe gelassen werde.

Große Futtergaben haben überhaupt das gegen sich, daß sie bei dem Fressen zu sehr durch den Athem der Thiere verunreinigt oder kaum und unschmackhaft gemacht werden, so daß diese die zweite Hälfte mit weniger Freßlust zu sich nehmen als die erste, auch wohl einen Rest lassen, wenn sie auch noch nicht gehörig gesättigt sind. Man vertheile deswegen die Ration wenigstens in zwei Portionen und gebe die zweite nicht eher, als bis die erste verzehrt worden ist.

4. Man lasse einen Wechsel in der Fütterung — sei es der Quantität oder Qualität nach — stets nur allmählich eintreten.

5. Hartes oder schwer verdauliches Futter gebe man hauptsächlich des Abends, weil die Pferde während der Nachtzeit am besten Zeit haben, es zu bewältigen, d. h. gehörig zu verdauen.

6. Man füttere die Körner stets im Gemenge mit einer passenden Menge Häcksel, damit die Pferde hierdurch zu einem guten Kauen und Einspeicheln des Kornfutters gezwungen werden.

7. Man übergieße das Futter nicht mit Wasser, denn man zwingt oder gewöhnt die Pferde durch solche Naßfütterung, zu viel Wasser aufzunehmen, wodurch ihr Blut zu wässerig, überhaupt ihr Körper geschwächt wird. Es ist durchaus hinreichend, so viel Wasser auf das Futter zu sprengen, daß der Häcksel nicht weggeschnaubt werden kann. Seinen Durst muß das Pferd beim Tränken löschen.

Man beachte wohl, daß den trächtigen Stuten sowohl wie den Fohlen tägliche Bewegung Bedürfniß ist.

Die Stallungen sind öfters zu lüften und zu reinigen.

Schlechte Verdauung und Würmer

kommen bei Pferden nicht selten vor. Die Thiere pflegen einen guten Appetit zu haben, setzen aber kein Fleisch an. Das Haar ist rauh. Häufig findet starkes Uriniren statt. Einem solchen Pferde gebe man 3 Tage lang, täglich 2 Mal, die folgende Mischung: 2 drams pulv. gentian, 1 dram santonine, 2 drams pulv. copperas. Am vierten Tage giebt man ein Quart Leinöl und 2 Unzen Terpentin. Alles wird nüchtern gegeben. Die obigen Gaben sind für ein ausgewachsenes Pferd berechnet.

—Das italienische Budget weist insgesammt eine Ausgabe von 1595 Millionen Lire ($319,000,000) auf, wovon 783 auf den Schatz, 240 auf das Heer, 171 auf die Finanzen, 105 auf die Marine entfallen. Die übrigen Einzelbudgets bleiben zum Theil sehr erheblich unter 100 Millionen zurück. Während das im Juni gewährte provisorische Budget noch mit einem Fehlbetrag von 28 Millionen abschloß, liegt das berichtigte Budget dank den gestiegenen Einnahmen, den eingeführten neuen Ersparnissen und den durch königliche Erlasse bereits in Kraft gesetzten finanziellen Vorkehrungen mit einem Ueberschuß von 16 1/2 Millionen vor, wovon der Kriegsminister noch einen außerordentlichen Kredit von etwa 5 Millionen beansprucht.

—Die Judenhetze dauert in Rußland fort. Von 80,000 Juden in Moskau sind nur noch 30,000 geblieben. 30,000 Wohnungen stehen leer. Viele Hauswirthe sind ruinirt. Jeder in Moskau ansässige Ausländer wird künftighin alljährlich das Geburts- und Taufzeugniß den Behörden vorlegen müssen. Sarah Bernhardt gastirte in Moskau vor fast leeren Bänken. Die Moskowiten hielten sich fern, weil sie die Künstlerin als Jüdin betrachteten.